

Schreibender Umgang mit Texten: Personenporträt, Glosse, Feuilleton

KARLHEINZ ROSSBACHER
Salzburg

I

Wenn ein germanistisches Symposium unter dem Thema «Vom Umgang mit Texten» steht und auch noch den Untertitel «Theorie und Praxis» trägt, dann denkt man an Texttheorie, Analyse und Interpretation. Ich habe das Thema anders aufgefaßt. Wenn Sie jetzt hören: «Schreibender Umgang mit Texten», dann werden Sie vielleicht an das sogenannte kreative Schreiben (creative writing) denken. Aber auch das meine ich nicht.

Trotzdem möchte ich ein paar Anmerkungen zum kreativen Schreiben machen. Dann möchte ich drei Begründungen für ein «anderes Schreiben» im Studium vorbringen, im weiteren über den Nutzen einer Rhetorik des Schreibens sprechen und diesen allgemeinen Teil (I und II) mit einem kleinen Arbeitsschema abschließen. Im dritten Teil möchte ich drei Beispiele zu den Gattungen Personenporträt, Glosse und Feuilleton vorstellen, die in meinen Lehrveranstaltungen zur Rhetorik des Schreibens verfaßt worden sind.

Das «creative writing» hat an zahlreichen amerikanischen Universitäten eine lange Tradition; führend ist die University of Iowa, die einen eigenen Studiengang im «Iowa Writer's Workshop» anbietet¹. Seit einiger Zeit gibt es Schreibseminare auch an deutschen Universitäten; vor acht Jahren –neuere Statistiken sind mir nicht bekannt– antworteten von 86 angeschriebenen Adressen 58 Institute an 43 Hochschulen bzw. Universitäten auf eine entsprechende Frage mit ja. In Österreich kenne ich solche Lehrveranstaltungen

¹ Divers, 1988, 112 ff.

nur von meiner Universität in Salzburg. Allerdings gibt es seit wenigen Jahren in Wien, wenn auch nicht an der Universität, die «Wiener Schule für Dichtung», eine Gründung nach einem Modell in Boulder, Colorado.

Eine Erhebung über die Gründe, warum Studierende an Schreibseminaren teilnehmen, finden wir, wie auch die eben angeführten Zahlen, bei Hans Arnold Rau: 68 % taten es wegen «Selbstausdruck beziehungsweise Identitätssuche», 38 % erwarteten «Verwendungsmöglichkeiten in Lehr- oder sonstigen Berufen»². Berichte über Schreibseminare, in denen Identitätssuche, ja sogar Therapiewünsche vorherrschen, klingen nicht immer ermutigend³. Man sollte aber nicht verschweigen, daß es enthusiastische Vertreter des kreativen Schreibens gibt, die den Begriff schon auf fast alle Textsorten, auch auf das wissenschaftliche Schreiben, ausgedehnt haben⁴. Andere wiederum binden das Schreiben an eine eindeutige, utopische Zielvorgabe, nämlich an die Aufhebung der Entfremdung im Kapitalismus⁵.

Wir in Salzburg gehen bescheidener vor, und ich möchte, indem ich darüber berichte, ein Plädoyer halten für ein «anderes Schreiben» auf der Universität. Es hat nichts zu tun mit dem «Herzblut»-Schreiben, mit Lyrik oder Autobiographie oder «fiction», mit dem Schreiben als Identitätssuche oder als Selbsttherapie⁶, und ich hoffe, Sie sind darüber nicht zu sehr enttäuscht. Ich bin kein Schriftsteller, und deshalb plädiere ich für ein Schreiben von Texten, bei dem das traditionelle System der Rhetorik hilfreich ist. Ich plädiere für Gattungen, in denen, anders als bei Lyrik oder autobiographischen Texten, die Scheu geringer ist, sich mit Selbstgeschriebenem zu exponieren und sich der Kritik auszusetzen, für Gattungen, in denen der Druck, originell zu sein, kleiner und die Möglichkeit, sich an Vorbilder zu halten, größer ist, also für Gattungen, deren Verfahrensweisen leichter zu erfassen sind und bei denen überhaupt das Nachahmen unverfänglicher, sagen wir ruhig: erlaubter, ist. Es sind Gattungen, in denen der Anteil des Erlernbaren relativ groß ist. Dazu zähle ich Personenporträt, Buchkritik, Essay, Reportage, Leitartikel, Glosse, Feuilleton, eventuell auch Kriminalliteratur. Einige dieser Gattungen kann man mit Joachim Dyck «persuasive Gattungen» nennen⁷.

Warum solche Schreibseminare auf der Universität, wo doch die obligatorischen Studienpläne des Fachs Germanistik solche Lehrveranstaltungen gar nicht vorsehen?

Eine erste Begründung: Unsere Studierenden geraten während des ganzen Studiums nie in die Lage eines Autors, der erlebt, wie sein Schreiben auf andere wirkt. Das Referat über ein literaturwissenschaftliches Thema zum

² Rau, 1988, 7.

³ Muschg, 1981, 22 ff und 35 ff.

⁴ Werder, 1992, 1933.

⁵ Koch / Pielow, 1984.

⁶ Vgl. auch Dyck, 1988, 92.

⁷ Dyck, 1988, 95.

Beispiel wird anhand eines Thesenpapiers präsentiert, weil es – zu Recht – verpönt ist, eine ganze Arbeit vorzulesen. Die am Semesterende oder später eingereichte schriftliche Fassung, also die Proseminar- oder Seminararbeit, bekommt in der Regel nur der Seminarleiter zu Gesicht, der sie in der Regel auch allein beurteilt. Ähnlich steht es mit Diplomarbeiten und letztlich auch mit Dissertationen, so sie nicht gedruckt und rezensiert werden. Diese schriftlichen Arbeiten folgen bestimmten Mustern wissenschaftlich-methodischen Schreibens, für das es schlechtere und bessere (z.B. Meyer-Krentler) Anleitungen in Handbüchern gibt. Jedenfalls geht es während des Studiums um Einübungen in das Verfassen analysierender Sekundärliteratur. Vereinfacht gesagt: die Proseminararbeit eine kleine Seminararbeit, die Seminararbeit eine kleine Diplomarbeit, die Diplomarbeit eine halbe Dissertation. Aber die Berufswelt der meisten Absolventen, so sie nicht die akademische Laufbahn ergreifen – und wie viele darf man in einer Zeit der Sparpläne und Budgetkürzungen dazu ermutigen? –, kennt diese Textsorten nicht. Andere sind gefragt. Denken wir ferner an die für unsere Absolventen noch immer weitgehend blockierten Zugänge ins Schullehrfach, an die mit Lehrern mittleren Alters besetzten Planstellen, so muß man darauf reagieren. Wir tun es, indem wir zwar nicht berufsbildende, aber doch praxisfelderweiternde Lehrveranstaltungen anbieten, darunter auch solche zu einer «Rhetorik des Schreibens»⁸.

Eine zweite Begründung: An den deutschsprachigen Universitäten geht man davon aus, daß allgemeine Schreibfähigkeit im Gymnasium erworben wird. Jedenfalls wird in den Studienplänen der einzelnen geisteswissenschaftlichen Fächer – von den anderen Studien ganz zu schweigen – nirgendwo auf die Notwendigkeit guten Schreibens hingewiesen, auch nicht im Fach Germanistik. Während zum Beispiel unser Salzburger Studienplan «Rede- und Gesprächserziehung» vorschreibt – ohnehin nur für das Lehramts- und nicht auch für das Diplomstudium –, sucht man eine «Schreiberziehung» vergeblich. Joachim Dyck hat den Grund für den mangelnden Stellenwert des Schreibens im Studium darin gesehen, daß die Lehrenden selber schlecht schreiben: «Denn geben wir es doch zu: Die deutsche Universitätsgermanistik hat schriftstellerische Eleganz, essayistische Pointierung, Klarheit in der Darstellung, überzeugende Argumentation und Lesegenuß nicht gerade auf ihre Fahnen geschrieben»⁹. Da mag die Lust an der Provokation mitgespielt haben; bedenkt man aber, daß das von soziologischer Terminologie inspirierte Germanistendeutsch der späten sechziger und der siebziger Jahre nach leichter Verzögerung von der elitär-hermetischen Begrifflichkeit aus der französischen Theorie abgelöst worden ist – Gott sei Dank nicht so umfassend wie in den USA –, wird man einen Kern Wahrheit darin finden.

⁸ Begriff nach Ueding, 1991.

⁹ Dyck, 1988, 91.

Ein dritter Grund: Seit Jahren gibt es Pädagogen, empirische Sozialforscher und Kulturkritiker, die über den Verfall der Lese- und Schreibfähigkeit klagen, seit Jahren gibt es aber auch jene, die solche Klagen entweder als unberechtigt bezeichnen oder als konservativen Pessimismus qualifizieren. Daß das Schreiben an das Lesen gebunden ist, auch wenn es im Deutschen keinen Ausdruck gibt, der beides umfaßt und dem englischen «literacy» entspricht, dürfte einleuchten. Es gibt z. B. die Ansicht, daß sich die modernen postindustriellen Gesellschaften in bezug auf die «literacy» auf ein neues Mittelalter hinbewegen. Nur wenige Spezialisten, gleichsam die «Mönche», werden lesen und schreiben, der Rest der Bevölkerung werde Informationen und kulturelle Inhalte auf dem Wege über Bilder aufnehmen wie weiland die Armen die religiösen Inhalte über die Bilderbibeln. Ich kann diese Diskussion hier nicht ausführlicher referieren, wohl aber daran erinnern, daß das Gesellschaftssystem Demokratie nicht zuletzt über die Universalisierung der Lese- und Schreibfähigkeit erkämpft worden ist. Der amerikanische Literaturwissenschaftler E.D. Hirsch hat in einem aufsehenerregenden Buch daran erinnert¹⁰. Für noch wichtiger halte ich Hirschs These, daß die rasant fortschreitende Entwicklung von immer komplexeren Kommunikationssystemen die Lese- und Schreibfähigkeit notwendiger machen wird denn je, vorausgesetzt, es gelingt, einen gemeinsamen kulturellen Wissensschatz aufrechtzuerhalten, jenes Minimum an kulturellem Wissen, auf das sich die Hochspezialisten ganz verschiedener Provenienz ebenso beziehen können wie die «Normalbürger», und das für eine demokratisierte Kommunikation unerlässlich ist.

Für jede Art von Schreiben spielt das Lesen eine überragende Rolle¹¹. Wenn eine Lese Krise also zu einer Wissenskrise führen sollte und diese zu einer Kommunikationskrise, dann wäre jede Art von Schreiben unmittelbar betroffen. E.D. Hirsch macht sich für seine Argumentation, eine kulturelle Lese- und Schreibfähigkeit sei nötiger denn je, anerkannte Erkenntnisse der Leseforschung zunutze. Ein Grundfaktum aus der Leseforschung: Lesen geht nicht als eine Übertragung von Buchstaben in Laute und von Lauten in Bedeutungen vor sich («letter-to-sound-decoding»), sondern Lesen beruht auf der Fähigkeit, permanent Voraussagen («predictions») zu treffen und diese Voraussagen an bestimmten, in Augensprüngen erreichten Stellen des Textes bzw. der Zeile zu verifizieren oder zu falsifizieren¹². Aber damit wir das tun können, müssen wir dem Akt des Lesens viel «Weltwissen» beisteuern, besser gesagt: unterlegen. Das heißt: Um die Wörter und Sätze des Textes verstehen zu können, müssen wir deutlich mehr Information parat haben, als auf dem Papier steht. Lesen ist demnach eine kumulative Kulturtechnik; je mehr wir lesen, desto mehr nötiges Wissen gewinnen wir für weiteres Lesen¹³.

¹⁰ Hirsch, 1987.

¹¹ Divers, 1988, 123.

¹² Smith, 1978.

¹³ Hirsch, 1987, 27 f.

Diese Erkenntnis gilt auch für das Schreiben. Es gibt, streng gesprochen, kein Schreiben, das unabhängig von spezifischen Inhalten und Textsorten vor sich geht. Es gibt keine Lese- und Schreibfertigkeit «an sich», als inhaltslose Kulturtechnik. Lesen und Schreiben werden gelernt und gepflegt, indem man lernt, bestimmte Textsorten zu meistern.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich persönlich, ein Nichtschriftsteller, in periodischen Abständen Lehrveranstaltungen zu einem rhetorisch gesteuerten, praxisfelderweiternden Schreiben anbiete. Vom persönlichkeitsbildenden Nutzen eines freien kreativen Schreibens bin ich im großen und ganzen zwar überzeugt. Es zu lehren überlasse ich aber Schriftstellern, nach Möglichkeit solchen, die durch Einfühlungsgabe und didaktisches Geschick dazu qualifiziert sind.

II

Das System der Rhetorik enthält eine «Kunstlehre für Gebrauchstexte»¹⁴. Mit einem Begriff Wolfgang Isers aus Zeiten, als die Germanistik optimistischer und reformfreudiger war als heute, könnten wir solche Texte auch «expositorische» Texte nennen¹⁵. Solche Texte schreiben zu lernen, dient nicht so sehr der Selbstreflexion und der Selbstentfaltung im psychologischen Sinne, sondern erbringt sprachliche Ausdrucks- und Bewußtseinserweiterung, kostet viel intellektuelle Anstrengung¹⁶, eröffnet vielleicht (und hoffentlich) mehr Berufschancen, zumindest aber mehr Selbstvertrauen, sich um Berufschancen zu bemühen, an die man vorher nicht gedacht hat.

Das System der Rhetorik lehrt die Analyse –und immer auch die Anwendung– grundsätzlicher sprachlicher und kompositorischer Mittel, die letztlich einem Ziel dienen: Hörer und Leser im Kopf zu überzeugen und im Herzen zu überreden¹⁷. Die Kraft des «persuadere» –das lateinische Wort bedeutet sowohl «überzeugen» als auch «überreden»– macht die Rhetorik zu einem potentiell manipulativen Mittel. Deshalb ist in der Rhetorik die Ethik so wichtig: weil nur die Kongruenz von Sprechen und Handeln, die sich wiederum nur durch Kenntnis der Person des Sprechenden oder Schreibenden offenbart, Mißbrauch ausschließt. Der Rhetor muß ein «vir bonus» bzw. eine «femina bona» sein, damit Rhetorik ein «gutes» Mittel der Überzeugung wird¹⁸.

¹⁴ Dyck, 1988, 93.

¹⁵ Iser 1969, 197 f. Man sollte aber an dieser Stelle nicht vergessen, daß auch weite Teile der Poesie / der Literatur durchaus rhetorisch und daher der rhetorischen Analyse zugänglich sind.

¹⁶ Dyck, 1988, 94 f.

¹⁷ Zum Studium der Rhetorik drei Literaturvorschläge, mit ansteigender Ausführlichkeit: Plett, 1989; Ueding, 1991; Ueding / Steinbrink, 1986.

¹⁸ Ueding / Steinbrink, *passim* an 19 Stellen.

Das Studium der Rhetorik am Beispiel von Texten verschafft Einsichten in die Wahl von Stilebenen und in die Angemessenheit der Kommunikationssituation (*aptum*). Es erschließt, welche Absichten der Autor mit Bezug auf seine Hörer oder Leser verfolgt: Überzeugen und Überreden durch Informieren, Belehren, Rühren, Aufwühlen usw. Die Rhetorik lehrt, wie und wann Thesen und Absichten (*propositiones*) zu formulieren, Schlüsse zu ziehen und Ergebnisse (*conclusiones*) zusammenzufassen sind. Will man z. B. eine Person beschreiben und würdigen, so hält die Rhetorik im Rahmen der «*inventio*», des Findens von Material, modern gesprochen: der Recherche, ein ganzes System von «Suchörtern», *Topoi*, bereit. Im Rahmen der «*dispositio*» lehrt sie die wirkungsvolle Anordnung von Redeteilen wie z. B. der Beweise und Belegbeispiele (*exempla*), der erzählenden Abschnitte (*narratio*) usw. In ihrem umfangreichsten Teil, der «*elocutio*», die auf die mikrosprachliche Ebene eines Textes zielt, bietet sie bewährte, auf Feinwirkung bedachte Rede- bzw. Stilfiguren an, an die die meisten von uns denken, wenn von Rhetorik die Rede ist: einerseits Satzfiguren, z. B. den Chiasmus (Bertolt Brecht: «Die Mühlen der Gebirge liegen hinter uns, vor uns liegen die Mühlen der Ebenen»), anderseits Wortfiguren, z. B. die Synekdoche («Sarajewo klagt an, Europa schweigt»). Die Metapher wiederum ist ein eigener, inzwischen linguistisch bearbeiteter Forschungsgegenstand der literarischen Stilistik geworden, die sich seit langem bei der Rhetorik bedient, genauer gesagt: von ihr emanzipiert hat.

Die «*elocutio*» ist jenes Feld einer Rhetorik des Schreibens, wo man mit unermüdlichem Lesen wahrscheinlich mehr erreicht, als über gezieltes Lehren. Wenn Joachim Dyck die «*elocutio*» ins Zentrum rückt¹⁹, dann ist zu spezifizieren: In Schreibseminaren gesondert auf Stil abzuheben empfiehlt sich meiner Erfahrung nach nicht; die Schreibweise eines Vorbilds bewußt nachzuahmen, lässt Texte leicht abstürzen. Friedrich Nietzsche notierte einmal: «Den Stil verbessern – das heißt den Gedanken verbessern, und gar nichts weiter!»²⁰. Das bedeutet etwa für das Rhetorik-Studium, «*inventio*» und «*dispositio*» bewußt zu forcieren, die «*elocutio*» hingegen sowohl ihrem Studium, als auch dem Viellesen und dem, wie ich es nennen möchte, «osmotischen» Lernen zu überlassen. Mit diesem Begriff möchte ich ein Lernen bezeichnen, das Stilmöglichkeiten aufsaugt, imitiert, selektiert, das Verbleibende sedimentieren lässt und daraus eigene Ausdrucksmöglichkeiten gewinnt.

Ich möchte, bevor ich dazu übergehe, drei Gattungen zu besprechen und Beispiele sowohl der Analyse als auch der Anwendung durch Salzburger Studierende vorzubringen, ein kleines Schema darlegen, das ich mit größerem oder kleinerem Nachdruck, nie aber gänzlich erfolglos anwende:

¹⁹ Dyck, 1988, 95 f.

²⁰ Nietzsche, 1983, 131.

- | | |
|--------------------------------------|--|
| 1. Rhetorik studieren | aptum
Stilebenen
inventio
dispositio
elocutio
etc. |
| 2. Texte lesen
(mehrere mehrmals) | analysieren nach
Gattungstheorie,
Gattungsmerkmalen, etwas
Gattungsgeschichte |
| 3. Texte lesen
(andere, gute) | Rhetorik an den
Beispielen identifizieren |
| 4. 1. - 3 | bewirken analytisches Erkennen,
«osmotisches» Aufnehmen in die
«black box» |
| 5. Themensuche
(nicht zu früh) | |
| 6. SCHREIBEN | Gelerntes plus
Erfahrung plus
Imitation plus
«Begabung» → «black box» = TEXT |

(Unter «black box» versteht man in der Lern- und Kommunikationstheorie jene mentalen Vorgänge, die man weder steuern noch sonstwie beeinflussen und deshalb auch nicht analysieren kann. In der «black box» tun sich die Dinge, die jenseits des Lehrbaren liegen. Das sollte man nicht bedauern, sondern begrüßen.)

III

Das PERSONENPORTRÄT kommt der Urform der rhetorischen Gattungen, der Gerichtsrede, sehr nahe. Von einem Personenporträt erwartet man sich Charakterbeschreibung, Lebensdaten, Aufschluß über jene Fakten und Handlungen, die die porträtierte Person in die Öffentlichkeit gerückt haben. In der Publizistik hat das Personenporträt seinen festen Platz dadurch, daß es die Neugier von Lesern auf öffentliche Personen stillt. Seinen festen Platz hat es aber auch als Laudatio zu besonderen Gelegenheiten, als Nachruf, als Erinnerungsartikel, und in Kurzform vielleicht auch als ein längerer Tischtoast.

In unserer Lehrveranstaltung haben wir uns in mehrere Porträts eingele-
sen; am nützlichsten war ein Porträt über den Extrembergsteiger Reinhold
Messner. Die Verfasserin, die deutsche Journalistin Margrit Sprecher, erhielt
dafür beim Publizistik-Wettbewerb des Jahres 1985 in Klagenfurt, also beim
kleineren Bruder des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbs, dessen Hauptpreis
seit einigen Jahren Joseph-Roth-Preis heißt, den Preis der Österreichischen
Creditanstalt²¹. In diesem Text kommen alle wichtigen «Suchörter», Topoi,
vor, die das System der Rhetorik auf der Stufe der «inventio» anbietet.

Der Text beginnt mit: «Das Erstaunlichste an ihm sind seine dünnen Beine». Das ist der Topos der Körperbeschaffenheit (*habitus corporis*), die im Falle eines Mannes, der alle Achttausender der Welt bestiegen hat, natürlich erwähnenswert ist. Daß Messners Herkunft aus Südtirol beschrieben wird (*natio*), ist insofern wichtig, als der Titel des Porträts lautet: «Das Wort Heimat nehme ich nicht mehr in den Mund». Der Individualist Messner hatte sich nämlich mehrmals gegen seine Vereinnahmung in die Südtiroler Heimatkümelei gewehrt, und er war, im Unterschied zu seinem Landsmann und Bergmythos Luis Trenker, lange Zeit unbeliebt und als Italienerfreund verschrien. Seine Wesensart (*animi natura*) wird an der Art geschildert, wie er mehrere Dinge zugleich macht: zuhören, sprechen, gleichzeitig in Flugplänen blättern und telefonieren –ein Energiebündel also. Den Suchort «*sexus*» wollte die Verfasserin besonders vorsichtig behandeln; sie referiert deshalb Interpretationen, die über Messners Berg- und Einsamkeitsversessenheit geäußert worden sind: unterdrückte Homosexualität, Ödipuskomplex, Mutterbindungstheorien. Der Suchort Alter (*aetas*) wird verwendet, um anzudeuten, daß er sich sehr unter Druck fühlt, die alpinistischen Großleistungen, die er noch erbringen will, möglichst bald, solange eben seine körperliche Verfassung es noch zuläßt, zu erbringen. Die Abstammung (*genus*) wird kurz angeführt: ein strenger Vater, von Beruf Lehrer, und eine diese Strenge kompensierende Mutter, und beides steht wiederum im Zusammenhang mit dem Suchort «*sexus*». Der Beweggrund (*causa*), also die Frage nach der Ursache, warum der Porträtierte das tut, was ihn hervorhebt, wird nicht vergessen, wenn auch nicht beantwortet. Es heißt, wann immer er gefragt werde, warum er seine Extremleistungen in Angriff nehme, fertige er solche Fragen als typisch für Europäer ab, womit über ihn auch gesagt wird, daß er andere Kulturen kennt und schätzt. Seine soziale Stellung (*conditio*) als Außenseiter, der gelernt hat, vor anderen auf der Hut zu sein, bildet, zusammen mit einem nochmaligen Hinweis auf seine Wesensart, den Abschluß: Er lächelt so, wie Tiere mit ihrem Zähnefletschen andere auf Distanz halten.

Soweit einiges zu den Suchörtern bzw. Topoi. Die Reihenfolge, in der ich sie hier aufgezählt habe, ist nicht die des Originals, denn Fragen der «*dispositio*» habe ich ausgelassen. Dies gilt auch für den folgenden Text, den wir in ei-

²¹ Sprecher, 1985.

nem Seminar kollektiv geschrieben haben. Gemeinsam Formulierungen zu finden ist übrigens ein mühsames, aber letztlich lohnendes Unterfangen.

Die Aufgabe, die wir uns stellten, lautete, ein Porträt des ehemaligen österreichischen Bundeskanzlers Bruno Kreisky zu schreiben, der zu diesem Zeitpunkt schon tot war. Das hatte Vor- und Nachteile. Der Nachteil: Er war den Studenten kaum mehr als Zeitgenosse und Medienfigur vertraut. Der Vorteil: Das sogenannte Munzinger-Archiv, berühmt und unentbehrlich, das alle Medienanstalten, Zeitungen und Rundfunkanstalten mit Daten beliefert, kann unter diesem Namen weitgehend abgeschlossene Daten und Fakten auswerfen. Der Gang ins Munzinger-Archiv erleichtert die Recherchen enorm. Ich konzentriere mich hier, wie bei Messner, auf die «inventio», das heißt auf die Suchörter, und nur gelegentlich auf die «elocutio».

«Der Nadelstreif paßte dem Großbürgersohn Bruno Kreisky immer besser als der Pullover.»

Das bezieht sich auf die soziale Herkunft (conditio) ebenso wie auf die Tatsache, daß es ausgerechnet einem Mann von nichtproletarischer Herkunft gelungen war, die österreichische Sozialdemokratie zur Alleinregierung zu führen. Weiter:

«Er wuchs in einem assimilierten jüdischen Milieu auf, und manchen erscheint es heute noch unglaublich, daß in Österreich ein Jude dreimal Bundeskanzler werden konnte.»

Das berührt die Suchörter «natio» und «patria». Den Suchort «sexus» berührt man, wenn man hervorhebt, daß der Sozialdemokrat Kreisky in einer soziologischen Tradition seit der Jahrhundertwende stand: Es gab, wie Carl E. Schorske gezeigt hat, immer wieder den politisch wirksam gewordenen Aufstand der Söhne (weniger natürlich der Töchter) gegen ihre Väter, die diesen abtrünnigen Söhnen als Vertreter des abgedankten Liberalismus galten²².

Das Alter (aetas) wurde in Kreiskys Fall wichtig, als mit Krankheiten sich auch eine gewisse Altersstarre ankündigte. Dazu haben wir die Sätze verfertigt:

«Man sagt, das Alter kläre ab, aber Kreisky ließ sich in die Rolle des alten Politikers nur drängen, wenn es ihm paßte. Er konnte beinahe jugendlich-ungestüm werden, wenn er dem politischen Gegner die Sünden der dreißiger Jahre, der Zeit des sogenannten Austrofaschismus, vorhielt. Vielen Österreichern ist im Gedächtnis geblieben, was er einem Journalisten auf die Frage, wann er sich denn aus der Politik zurückzu-

²² Schorske, 1981.

ziehen gedenke, antwortete: 'Sterben muß ein jeder, aber drängen laß ich mich nicht'.

Zu den Suchörtern Erziehung und Ausbildung (*educatio* und *disciplina*) galt es, aussagekräftige Sätze zu finden, die sich auch auf Kreiskys Politik beziehen ließen. Das taten wir, indem wir darauf hinwiesen, daß er nach Aussage von Fachleuten zwar von Wirtschaftstheorie nicht viel verstand, trotzdem aber gerne John Maynard Keynes, den Theoretiker des sogenannten «*deficit spending*», im Munde führte. Er tat dies, um eine seiner politischen Leitlinien zu untermauern: Es sei ihm lieber, sagte er Mitte der siebziger Jahre einmal, es gebe einige Milliarden mehr Staatsverschuldung, dafür aber Tausende von Arbeitlosen weniger. (Das Staatsbudget hat das später sehr zu spüren bekommen.) Wichtig erschien uns auch, daß von einer seiner eher seltenen literarischen Aussagen Signalwirkung sowohl für eine fortschrittlichere Kulturpolitik ausging, als auch Licht auf seine Wesensart (*natura animi*) fiel, und so schrieben wir:

«Der Journalistenkanzler, wie er wegen seiner gekonnt dargelegten Wortspenden auch genannt wurde, erzählte mehr als einmal, daß das einzige Buch, das er 1938 in die Emigration nach Schweden mitgenommen habe, Robert Musils «Der Mann ohne Eigenschaften» gewesen sei.»

Daran schlossen wir einige Bemerkungen über seine Fähigkeit, neben dem Wirklichkeitssinn eines Politikers auch den Musilschen Möglichkeits- sinn zu pflegen, was in seiner Politik als Abschätzung des gerade noch Realisierbaren bzw. Kompromißfähigen Ausdruck fand. Hier war auch der Platz, um einer besonders bewunderten Fähigkeit Kreiskys zu gedenken (*natura animi*): Den Wald von Mikrofonen und Kameras vor sich durchaus genießend, pflegte er mit seiner tiefen Stimme (*habitus corporis*) so langsam, kunstvoll pausierend und nachdenklich zögernd zu formulieren, daß man vermeinte, seine Gedanken würden eben erst geboren. Unser Satz dazu, mit einer literarischen Bildungsanspielung auf Heinrich von Kleists Aufsatz «Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden»:

«Seine Wesensart schien so bedächtig wie sein Redestil, aber das täuschte. Er war die lebende Antwort auf die Frage, ob Schnelldenken und Langsamreden zusammenpassen. Seine Gedanken wurden keineswegs erst allmählich beim Reden verfertigt.»

Die GLOSSE ist eine publizistische Kurzform, die sich sehr gut in die Trennung von Bericht und Meinung einfügt, die verantwortungsvolle Zeitungen immer noch (wie lange noch?) vornehmen. Glossieren kann man alles, was dem Leser bekannt ist, sei es, daß er es schon weiß, sei es, daß er es eben

erst in der Zeitung gelesen hat. Im allgemeinen bezieht sich eine Glosse auf einen Bericht in derselben Ausgabe. Das heißt zum Beispiel für einen glossierenden Lokalredakteur, daß er den Bericht so objektiv und neutral wie möglich verfassen, in der Glosse hingegen (die natürlich auch ein Kollege / eine Kollegin schreiben könnte) eine subjektive Stellungnahme formulieren kann, ohne die Tatsachen noch einmal darlegen zu müssen. Die Glosse steht aus diesem Grunde meist am Rande der Zeitungsseite, neben dem Bericht. Die «Salzburger Nachrichten» zum Beispiel heben Glossen zusätzlich durch Kursivdruck von der Textumgebung ab.

Im Mai 1993 wollten in einem Salzburger Lokal zwei Zugsführer des österreichischen Bundesheers, gebürtige Pakistani, einer in Uniform, beide österreichische Staatsbürger, Kaffee trinken. Der Wirt verweigerte ihnen die Bedienung und rechtfertigte sich später damit, daß andernfalls seine einheimischen Gäste ausbleiben würden. Den Satz «Hautfarbe kann man nicht abwaschen» gesagt zu haben, wie die beiden Soldaten der Zeitungsredaktion versicherten, bestritt er.

Die Aufgabe, diesen Bericht zu glossieren, ist technisch leicht zu stellen. Man überdeckt die Glosse neben dem Bericht, fotokopiert das Ganze und gibt mit der weiß gebliebenen Fläche den Umfang vor, den die zu schreibende Glosse einnehmen soll. Im Folgenden stelle ich zwei Glossen vor, eine davon ist die originale aus der Zeitung.

«Rassismus.

Zwei Zugsführer des österreichischen Bundesheeres betreten ein Salzburger Kaffeehaus. Einer davon in Uniform. Sie wollen etwas bestellen. Der Wirt verweist sie des Lokals. Doch nicht etwa wegen des grünen Feldanzuges, den einer der Männer trägt. Obwohl selbst das schon eine Frechheit wäre. Nein, diesmal ist es nicht die Bundesheermontur, die den Gastronomen stört, sondern die Hautfarbe der Gäste. Sie ist dunkel. Die gebürtigen Pakistani sind seit langem österreichische Staatsbürger. Unser Bundesheer hat sie in den Dienst gestellt, um im Ernstfall mit ihnen gemeinsam unser Land zu verteidigen. Von einem Salzburger Wirt werden sie behandelt wie Aussätzige. Wegeschickt, weil sonst die hellhäutigen Gäste ausbleiben könnten.

Praktizierter Rassismus in Salzburg. Entsetzen darüber allein genügt nicht mehr. Gegenwehr ist angesagt»²³.

«Gast-Wirtschaftliches.

Was tut ein Wirt, damit sich ein Gast bei ihm wohlfühlt? Alles, um den Gast zufriedenzustellen.

Nur gibt es da Unterschiede. Nicht jeder Gast hat das Recht, sich in seiner Haut wohlzufühlen. Nicht, wenn es eine dunkle ist. Da nützt es auch nichts, wenn er sich ordentlich benimmt, wenn er Geld hat, um zu

²³ per Rassismus. In: Salzburger Nachrichten, 8.5.1993.

bezahlen, was er verzehrt, wenn er einen gültigen Paß des Landes hat. Ja, selbst eine Bundesheeruniform, die doch hierzulande so gerne Respekt einflößt, hilft dem Gast, der um einen Kaffee bittet, nicht weiter. Denn solange er keine weiße Hautfarbe hat, kann er nicht bedient werden. Ist doch klar, oder?

Bleibt nur zu hoffen, daß sich der Gast mit der dunklen Haut nicht einmal überlegt, ob er im Ernstfall wirklich sein Leben einsetzen will, um die helle Haut des Wirts zu beschützen»²⁴.

Die erste Glosse ist das Original aus der Zeitung, die zweite stammt von einer Studentin. Für den Redakteur war es sicher die x-te, für die Studentin die erste, eine Premiere also. Die beiden Glossen sind gut vergleichbar, und sie sind exakt gleich lang. Beide beziehen sich auf die zentralen Punkte des Berichts: Hautfarbe, Staatsbürgerschaft, Uniform (die die Staatsbürgerschaft voraussetzt). Die Stellungnahmen sind lakonisch, zu sehen an mehreren Ellipsen. Beide halten sich nicht zurück, beide urteilen. Die originale Glosse ist etwas appellativer, die andere rhetorischer gebaut – mit Anaphern, Oppositionen und Ironien. Das Erstlingsopus könnte, so denke ich, durchaus den Platz des originalen einnehmen. Natürlich ist hier zu erwähnen, daß der Redakteur unter beträchtlichem Zeitdruck, die Studentin ohne solchen Zeitdruck geschrieben hat. Es ist eben wie beim Erlernen des Tippens: Zuerst muß man sich Zeit lassen, dann tut man es mit Tempo.

Unter FEUILLETON versteht man heute jenen Teil einer Zeitung, der die Kulturnachrichten und Rezensionen bringt. Viele Zeitungen führen nur mehr in der Wochenendausgabe einen Feuilletonteil. Früher einmal war das Feuilleton eine Textsorte, erschien auf der ersten Seite, unter einem Strich, der es vom politischen Teil trennte, und erstreckte sich auf die zweite, fallweise auch auf die dritte Seite. Das Feuilleton als Textsorte ist eine subjektive Betrachtung, eine Plauderei, eine sprachliche Flanerie, und es kann sich beinahe auf alles und jedes beziehen, auf eine Wagner-Oper, einen Badeaufenthalt, eine Parlamentssitzung (bei Daniel Spitzer) ebenso wie auf den Schuh einer Tänzerin (bei Ludwig Speidel). Die große Zeit des Feuilletons im deutschsprachigen Raum – mit den beiden Namen wollte ich das schon andeuten – waren die Gründerzeit und das Fin de Siècle, und die Zeitungen Wiens waren seine bevorzugten Pflegestätten. Das Feuilleton erlitt das Schicksal, an seinen zweitklassigen Vertretern, die freilich die Masse der Feuilletonisten ausmachten, be- und verurteilt zu werden. Der große Satiriker Karl Kraus meinte einmal, ein Feuilleton schreiben heiße, «auf einer Glatze eine Locke drehen»²⁵. Er machte den Feuilletonismus des Fin de Siècle für den Wirklichkeitsverlust bei vielen Lesern verantwortlich, besonders dann

²⁴ Körner, Typoskript.

²⁵ Zit. bei Fieguth, 1978, 219.

im Ersten Weltkrieg. Hermann Broch und Hermann Hesse haben sich ebenfalls kritisch über diese Textsorte geäußert. Und doch muß man dem Feuilleton zugestehen, daß es die stilistischen Möglichkeiten subjektiven Schreibens erweitert hat, daß ohne Feuilleton der literarische Impressionismus vielleicht anders ausgesehen hätte. Das Feuilleton hat Ausdrucksformen sprachlichen Flanierens geprägt; nicht umsonst hieß der erwähnte Daniel Spitzer, der berühmteste Feuilletonist vor der Jahrhundertwende, der «Wiener Spaziergänger», wenn das auch nicht ganz identisch ist mit dem Flaneur, wie ihn Walter Benjamin beschrieben hat. Wie die Reportage liebt das Feuilleton die Thematisierung der Wahrnehmungsbewegung, wie der Essay liebt es das einkreisende Umspielen seines Gegenstands. Es zeigt nicht selten augenzwinkern den Adressatenbezug, vor allem durch das Bildungszitat, und eines seiner auffallendsten Merkmale ist der genießerische Selbstverweis auf die spielerische Beherrschung der Sprache²⁶. Seine große Zeit ist zwar vorbei, Ferdinand Kürnberger, Daniel Spitzer, Ludwig Speidel, Hugo Wittmann, Theodor Herzl, Alfred Polgar und andere sind Literatur- und Pressegeschichte. Trotzdem behaupte ich: Gäbe es einen ausgedehnteren Feuilletonanteil in den Zeitungen, hätte das Feuilleton noch Chancen, auch auf Weiterentwicklung. Wenn man nun diese gewiß nicht leichte Textsorte in einer Rhetorik des Schreibens heute noch pflegt, dann wegen der Möglichkeit, sich in Sprachleichtigkeit zu üben, literarische Ironie anwenden zu lernen, Kritik und Witz zu pflegen – alles Fähigkeiten, die durch Lesen und Hören allein nur schwer zu erwerben sind.

Ergiebige Themen für die Feuilletonisten der Gründerzeit in Österreich, vor allem für Ferdinand Kürnberger und Daniel Spitzer, waren die von ihrer liberalen Position aus geübte Kritik an den Maßnahmen der Regierungen ab 1867, also eine Art Selbstkritik am real existierenden Liberalismus, ferner die k.u.k. Bürokratie, der notorische Hedonismus der Wiener, das Zusammenleben – und auch Auseinanderleben – der verschiedenen Nationalitäten in der Monarchie.

Diese Feuilletons haben wir in größeren Mengen gelesen und analysiert. (Die vielen historischen Anspielungen aufzuschlüsseln ist manchmal gar nicht einfach.) Dann erfolgte die Aufgabenstellung: Schreiben eines Feuilletons nach freier Themenwahl. Hier ist nun eines davon, von einem Studenten geschrieben; ich möchte es in Teilen und auf Raten vorlesen und kommentieren. Es trägt den Titel «Biergartenidylle oder der Versuch, ein Feuilleton zu schreiben»²⁷. Sie werden sehen, daß es einige Themen seiner Vorbilder benutzt, oft nur streift und dabei doch auf das heutige Österreich bezieht.

Der Anfang:

²⁶ Rossbacher, 1992, 82 ff.

²⁷ Bartenstein, Typoskript.

«Nachdem alles nichts geholfen hat, die Inspiration für mein zu schreibendes Feuilleton ausgeblieben ist, habe ich beschlossen, mich hier im Herzen Salzburgs ein wenig zu versenken, wartend, von der Muse zumindest gestreift zu werden.»

Das ist die Thematisierung der Schreibschwierigkeiten, unter denen übrigens die besten Feuilletonisten nicht selten gelitten haben. Von Daniel Spitzer stammt der Ausspruch: «Es kostet viel Arbeit, damit man der Arbeit die Arbeit nicht anmerke»²⁸. Gleichzeitig haben wir hier die Thematisierung der Wahrnehmungsbewegung als Mittel des Authentischmachens, gleichzeitig auch den Hinweis auf die Subjektivität des Schreibvorgangs, und schließlich auch noch den Hinweis, daß das Feuilleton zumindest eine halbliterarische Gattung ist. Weiter:

«Um allen Spekulationen zuvorzukommen und den Leser nicht schon anfangs zu ermüden, sei mein Aufenthaltsort preisgegeben: Es ist der Garten des Augustinerbräus, auch Müllnerbräu genannt, nach dem hiesigen Stadtteil.»

In diesem Absatz wird der Gegenstand interessant gemacht, und zwar mit einer «*captatio benevolentiae*», wie die Rhetorik sie als Anrede an die Hörer oder Leser empfiehlt. Weiter:

«Und hier will 'der' ein Feuilleton schreiben?
Ich höre schon das Mißtrauen der eingeweihten Leser.»

Das ist ironischer Leserbezug, im Plauderton, ohne jedoch dialogisches Geplauder sein zu können; vielmehr kann es nur Einbahnkommunikation sein, also der Schein eines Gesprächs (was sich übrigens im 19. Jahrhundert als eine der Schwächen der liberalen Publizistik entpuppte, als die politischen Massenbewegungen sich zu Wort meldeten). Weiter:

«Aber nur keine Angst. Ich werde Ihnen nicht die Gesteinsschichten des benachbarten Mönchsberges über Seiten hinweg beschreiben, nein, wenn ich über die Schwelle dieses Hauses trete, habe ich nur ein Bedürfnis, das nämlich, welches alle Besucher hier mehr oder weniger haben: Durst. (...)

Ich entschließe mich, nach kurzer Überlegung, in diesem international besetzten Wettkampf in der Einliterklasse zu starten, was auch meinem Durst und meinem Fassungsvermögen entspricht. (...)

Die Bierbeschaffung ist an sich nicht so einfach. Aber als Eingeweihter kenne ich natürlich den Instanzenweg: Zuerst bezahlt man an der Kasse, wofür man einen Berechtigungsbon erhält, und dann geht man

²⁸ Zit. bei Rossbacher, 1992, 84.

zur Ausschank und tauscht den Bon gegen das Getränk: Im Festland Österreich hat eben alles seine Ordnung. Aber Vorsicht beim An-sich-Nehmen des Krugs: Dieser entpuppt sich meist als ein Glas überschäumender Freude. (...)

Hier im Biergarten zeigt sich, daß Österreich ein Land mit Traditionen ist. Denn war auch der Untergang des Vielvölkerstaates mit dem Zusammenbruch der Monarchie einhergegangen, so finden wir hier doch ein Völker gewimmel wie damals, und wir sind stolz darauf und dankbar.

Darum rufe ich in alter Treue aus:

'Es lebe der Vielvölkerbiergarten!'

Zufrieden, meinen Krug in der Hand, stehe ich vor dem nächsten Problem, denn wohin soll ich mich setzen.»

Hier wird ein ganzes Ensemble feuilletonistischer Züge präsentiert. Der Text geht von dem menschlichen Grundbedürfnis aus, Durst zu löschen, verwendet zu dessen Beschreibung die Sprache des Motorsports, ironisiert die Allmacht der Bürokratie, ein Erbe der k.u.k.-Verwaltung seit Joseph II., die – das ist erlaubte Übertreibung – sogar Freizeit und Durstlöschnung zu regeln beansprucht, streift wie nebenbei den Aspekt der Ordnung (dessen Thematisierung übrigens als ein konstitutives Element österreichischer Literatur beschrieben worden ist²⁹⁾), ironisiert eine Fremdenverkehrswerbung (Festspiele im «Fest-Land» Österreich) und eine bestimmte Bierreklame im Fernsehen («Ein Glas heller Freude») und schlägt schließlich voll den Akkord unserer Geschichtsnostalgie an: Österreich mag zwar 1918 seine Vielvölkermonarchie verloren haben, doch lockt es heute, im Zeichen des Fremdenverkehrs, die Völker zurück – in den Biergarten! Und mit einer geschmeidigen Verbindung von Wortspiel und Bildungszitat löst der Verfasser die These (propositio) ein, Österreich sei ein Land der Traditionen, nicht nur ethnisch, sondern auch musikalisch. Dem Durstigen hilft nämlich eine Zeile aus einer Messe von Franz Schubert («Wohin soll ich mich wenden, wenn Gram und Schmerz mich drücken?») den dringenden Wunsch zu artikulieren, seinen vollen Bierkrug nicht im Stehen, sondern im Sitzen zu leeren. Weiter:

«Im Norden ein, zwei Tische mit deutschen Brüdern, die es nicht lassen können, unbarmherzig 'O du schöhhöhöner Wehehesterwald' zu grölen, (...) im Westen vereinzelt Amerikaner, die sich wahrscheinlich davon erholen, uns zu beschützen, (...) im Osten einige Perser und Japaner, und mitten drin ich, Österreicher. (...)

Ich erwähle einen Tisch, dem eine ganze Schulklassie benachbart ist. Ich blicke hinüber. Da sitzt also die Jugend, die einmal unsere Pensionen zahlen soll... (...)

'Austrian Gemuetlichkeit' kennt man doch auf der ganzen Welt! Ich

²⁹ Weiss, 1975; Vogel, 1993.

hole mir jetzt erst noch ein Bier, während alles um mich herum versinkt in einem riesigen Meer von Stimmen, Grölen, Lachen, Rettich und – Gott erhalt's! – Hopfen und Malz.» (Ende des Feuilletons.)

Sicher haben Sie bemerkt, daß der Österreicher in seinem Biergarten nicht nur seine wiedergewonnenen Völkerschaften ironisiert – daß es nicht dieselben sind wie vor 1918, tut nichts zur Sache –, sondern auch sich selbst. Ironisiert wird vor allem die vor dem Jahre 1989 beinahe als Doktrin der Außenpolitik verwendete Meinung, Österreich sei kraft seiner geopolitischen Mittellage dazu berufen, Mittler zwischen Ost und West zu sein, eine Doktrin, die wir nunmehr, ungern zwar, aber eben doch, verabschieden müssen. Ironisiert wird auch die Versorgungsmentalität, zu der der Wohlfahrtsstaat uns über Jahrzehnte hinweg erzogen hat, zugleich aber auch die Sprache des Stammtischs – und das alles von einem Feuilletonisten knapp über zwanzig, der sich Sorgen darüber macht, ob denn die heutige Jugend, der er nur wenige Jahre voraus hat, seine Pension garantieren wird. Vorderhand aber ergibt er sich mit allen Sinnen, zumindest aber mit Auge, Ohr und Kehle, dem feuchten Vergnügen – nicht ohne einen etwas abgegriffenen Trinkspruch durch einfache Umkehrung der Wortstellung aufzufrischen und auf diese Weise uns Lesern ein anderes Vergnügen, den leichthändigen Umgang mit Sprache, zu vermitteln.

IV

Es wäre unredlich, Ihnen den Eindruck zu vermitteln, alle Texte, die in unserer «Rhetorik des Schreibens» verfaßt werden, lassen sich so gewinnbringend vorführen wie meine Beispiele in diesem Vortrag. Es gehört inzwischen zum Aufbau solcher Seminare, aus vorhergehenden Seminaren sowohl gelungene als auch wenig gelungene Texte zu besprechen. Wichtig ist aber auch, daß man wenig gelungene aus der Presse bespricht. Wenn die Studenten erfahren, daß ihren Kollegen gute Texte gelungen sind, wirkt das in hohem Maße ermutigend. Wenn sie sehen, daß Journalisten im Berufsleben auch schlechte Texte schreiben, so stärkt das den Ehrgeiz, es besser machen zu wollen.

Nicht sprechen konnte ich heute von anderen Gattungen, zum Beispiel von der Reportage. Beim jährlichen Publizistik-Wettbewerb in Klagenfurt, bei dem der Joseph-Roth-Preis als Hauptpreis, aber auch andere gut dotierte Preise vergeben werden, werden immer wieder Beispiele für Qualitätsjournalismus präsentiert. Wenn auch diese Art von Publizistik inzwischen nicht mehr die Masse journalistischer Arbeit, sondern leider bereits einen Minderheitenjournalismus repräsentiert, so halte ich die Pflege und Würdigung guter Publizistik für außerordentlich wichtig. Die Texte, an denen man ein Gefühl

dafür bekommt, findet man bei Egon Erwin Kisch und Joseph Roth bis hin zu Günter Wallraff. Überhaupt plädiere ich dafür, dem publizistischen Schreiben mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Es ist ja merkwürdig, daß es zwar eine etablierte Literaturkritik gibt, ausgeübt von haupt- oder nebenberuflichen Kritikern, die sich auch so verstehen und bezeichnen, nicht aber eine etablierte Publizistikkritik.

Ebenfalls nicht gesprochen habe ich vom Essay. Dies ist ein Gattung, die vielleicht noch schwerer zu definieren ist als das Feuilleton. Immerhin gibt es eine Reihe von Theoretikern des Essayschreibens, die uns helfen können, meine fünf Schritte, die ich vor das Selberschreiben gestellt habe, zu erarbeiten. Georg Lukács, Theodor Adorno, Robert Musil, Max Bense können uns lehren, Bauformen essayistischen Schreibens besser zu verstehen; Essayisten von Michel Montaigne über Friedrich Schleiermacher und Adam Müller bis zu Georg Simmel, Hugo von Hofmannsthal und abermals Robert Musil können uns zu imitatorischem und osmotischem Schreiben verlocken.

Nicht gesprochen habe ich von einer Ausnahme zu meiner Regel, nur persuasiv-expositorische Gattungen zum Gegenstand einer Rhetorik des Schreibens zu machen. Ich meine die Kriminalliteratur. Gert Ueding hat sie zwar eine Gattung genannt, die sich in einigen Zügen der rhetorischen Analyse erschließt³⁰, trotzdem denkt man nicht sofort an sie, wenn von einer Rhetorik des Schreibens die Rede ist. Die Gründe, warum ich sie doch gelegentlich ins Programm einbeziehe, dürften einleuchten: Sie ist, in Form der Kriminalgeschichte, vom Umfang her zu bewältigen, sie ist außerordentlich populär, und es sind für sie, anders als bei anderen fiktionalen Gattungen, im Laufe ihrer Geschichte «Regeln» aufgestellt worden, die die schriftstellerische Konstruktion eines Verbrechens und seiner Aufklärung durchaus erleichtern. Zu berichten, was von welchen Typen der Kriminalliteratur gelernt werden kann, bevor man selber schreibt, und wie Erstlingswerke nach dem Motto «Ich schreib' mir meinen Krimi selber» aussehen, dazu ist heute leider nicht mehr die Gelegenheit.

Ebenfalls nicht sprechen kann ich von einer Gattung, die eine Herausforderung sowohl an Textverständnis als auch an Schreibfähigkeit darstellt: die Parodie. Der englische Dichter Wystan Hugh Auden hat einmal spielerisch eine «Schule für Barden» entworfen. Wer sie absolvieren wollte, meinte er, müßte viel Dichtung lesen, müßte sich aber zum Beispiel auch in Gartenarbeit und Obstbaumpflege unterrichten lassen. Jegliche Lektüre von Sekundärliteratur wäre jedoch verboten. Die einzige erlaubte sekundäre Schreibtätigkeit wäre das Verfassen von Parodien. In der Tat erfordert die Parodie tiefes Verständnis des parodierten Texts. Wohl auch deshalb haben vor einigen Jahren zwei Literaturwissenschaftler eine ähnliche Idee, wie sie W. H.

³⁰ Ueding, 1991, 52.

Auden für eine Dichterschule entworfen hat, für das Germanistikstudium vorgeschlagen³¹.

Ich möchte mit einem Satz schließen, mit dem ein mir unbekannter Schriftsteller, Nicolás Gómez Dávila, seinen deutschen Kollegen Botho Strauß so beeindruckt hat, daß er ihn zitiert. Es ist wichtig zu erwähnen, wo Strauß dies tut. Es ist das Nachwort zur deutschen Ausgabe eines Buches von George Steiner, «Von realer Gegenwart» (1990). Steiner entfaltet in diesem Buch seine Kritik am Überhandnehmen der sekundären Diskurse, die die reale und ungefilterte Erfahrung von Dichtung und Kunstwerken mehr und mehr behindern, ja zudecken. Das Sprechen über Literatur, so Steiner, überwuchert die Literatur. In seinem Nachwort hat Strauß Steiner beigeplichtet und in diesem Zusammenhang Dávila zitiert: «Die Dekadenz einer Literatur beginnt, wenn ihre Leser nicht mehr schreiben können»³². Ich lege das, durchaus mit einer gewissen pathetischen Absicht, so aus: Ob literarische Gattungen oder persuasive –Hauptsache, es wird geschrieben.

BIBLIOGRAPHIE

Mein Vortrag bezieht sich auf Schreiben im Germanistikstudium von Studierenden mit Deutsch als Muttersprache. Zum Thema Schreiben in der Fremdsprache Deutsch vgl. Maria Lieber und Jürgen Posset (Hrsg.): Texte schreiben im Germanistik-Studium. München: iudicium 1988 (= Studium Deutsch als Fremdsprache - Sprachdidaktik 7).

- BARTENSTEIN, Helmut: Biergartenidylle oder der Versuch, ein Feuilleton zu schreiben. Typoskript.
- DIVERS, Greg: Anstelle eines letzten Wortes über kreatives Schreiben an amerikanischen Colleges und Universitäten. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Kathrin Boeckel u. Anna Rau. In: Rau (Hrsg.), 1988, S. 112-129.
- DYCK, Joachim: Die antike Rhetorik in der modernen Schreibwerkstatt. In: Rau (Hrsg.), 1988, S. 88-96.
- FIEGUTH, Gerhard (Hrsg.): Deutsche Aphorismen. Stuttgart 1978 (=RUB 9889).
- FRICKE, Harald und Rüdiger ZYMNER: Einübung in die Literaturwissenschaft. Parodieren geht über Studieren. Paderborn u.a.: Schöningh 1991 (=UTB 1616).
- GOSSMANN, Wilhelm: Theorie und Praxis des Schreibens. Wege zu einer neuen Schreibkultur. Düsseldorf 1987.
- HIRSCH, E. D.: Cultural Literacy. What Every American Needs to Know. Boston: Houghton Mifflin 1987.
- ISER, Wolfgang: Überlegungen zu einem literaturwissenschaftlichen Studienmodell. In: Jürgen Kolbe (Hrsg.): Ansichten einer künftigen Germanistik. München: Hanser 1969, S. 193-207.

³¹ Fricke / Zymner, 1991.

³² Strauß, 1990, 315.

- KOCH, Helmut und Winfried PIELOW: Schreiben und Alltagskultur. Voraussetzungen und Haltungen des Schreibens in Schule, Hochschule und außerschulischen Bereichen. Baltmannsweiler 1984.
- KÖRNER, Anne: Gast-Wirtschaftliches. Typoskript.
- MEYER-KRENTLER, Eckhardt: Arbeitstechniken Literaturwissenschaft. München: Fink 1990 (=UTB 1582).
- MUSCHG, Adolf: Literatur als Therapie? Ein Exkurs über das Heilsame und das Unheilbare. Frankfurt/M. 1981 (= e.s. 1065).
- NIETZSCHE, Friedrich: Werke in vier Bänden. Hrsg. und eingel. von Gerhard Stenzel. Band 3. Salzburg 1983.
- PER: Rassismus. In: Salzburger Nachrichten, 8.5.1993.
- PLETT, Heinrich F.: Einführung in die rhetorische Textanalyse. 7. Aufl. Hamburg: Buske 1989.
- RAU, Hans Arnold (Hrsg.): Kreatives Schreiben an Hochschulen. Berichte, Funktionen, Perspektiven. Tübingen: Niemeyer 1988 (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 42). S. 1-15; Einleitung des Herausgebers.
- ROSSBACHER, Karlheinz: Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstraßenzeit in Wien. Wien: Jugend und Volk, Dachs 1992.
- SCHORSKE, Carl E.: Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle. Frankfurt / M.: S. Fischer 1982.
- SMITH, Frank: Understanding Reading. A psycholinguistic analysis of reading and learning to read. New York u.a.: Holt, Rinehart and Winston 1978.
- SPRECHER, Margrit: «Das Wort Heimat nehme ich nicht mehr in den Mund.» In: Internationaler Publizistik-Preis, Klagenfurt 1985. München: List 1986, S. 83-87.
- STRAUB, Botho: Der Aufstand gegen die sekundäre Welt. Bemerkungen zu einer Ästhetik der Anwesenheit. In: George Steiner: Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt? München: Hanser 1990, S. 303-319.
- UEDING, Gert: Rhetorik des Schreibens. Eine Einführung. 3., erw. und verb. Aufl. Meisenheim: Hain 1991 (= athenäums studienbuch Literaturwissenschaft).
- UEDING, Gert und Bernd Steinbrink: Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler 1986.
- VOGEL, Juliane: Portable Poetics oder «Kennst du das Wörtchen Ordnung nicht?» In: manuskripte 119 (1993), S. 105-112.
- WEISS, Walter: Thematisierung der 'Ordnung' in der österreichischen Literatur. In: Dauer im Wandel. Aspekte österreichischer Kulturentwicklung. Hrsg. von Walter Strolz in Verbindung mit Oscar Schatz. Wien, Fribourg, Basel: Herder 1975, S. 19-44.
- WERDER, Lutz von: Lehrbuch des kreativen Schreibens. Berlin, Milow: Schibri-Verlag 1993.

